



Sehen so die Nachkömmlinge der Menschen aus? Szene aus „Urwald“

FOTO: FESTIVAL

Was wollen die Spätmenschen?

Far A Day Cage mit „Urwald“ und Brett Bailey mit „MedEia“ beim Theaterfestival Basel

Einfach ein paar Kopfhörer überstülpen, und schon sieht die Welt verändert aus. Das Areal des Kulturzentrums Kaserne Basel schaut einem an einem ganz normalen Spätsommerabend plötzlich fremd an – kein Wunder: Befindet man sich doch in einer Realsimulation der letzten Epoche der Menschheit, hergestellt von ihren Nachfolgern 700 Jahre später. Ein paar Jahre nach 2012 soll es zu einem unerklärlichen „Big Change“ gekommen sein, der die Menschen vernichtet hat. Man hat es also in Basel mit dem Spätmenschen zu tun, wie er in eine Tram steigt, auf dem Fahrrad sitzt, mit einer „Plastiktüte“ vorbeiflanziert oder in einem „Vierrädler“ vorbeifährt. Was wollen sie nur, diese Spätmenschen, sinniert die Stimme im Ohr. Ja, was wollen sie eigentlich?

Far A Day Cage, die freie Gruppe um den gebürtigen Wiener Thomas Schweigen, der ab der demnächst beginnenden Spielzeit gemeinsam mit Simon Solberg das Schauspiel am Theater Basel leitet, begibt sich in ihrer neuen Produktion in den „Urwald“ – vor und nach dem Zusammenbruch der Zivilisation. Die Performance, die beim Theaterfestival Basel ein Publikumsrenner war, hat es in sich. Sie ist, was man erst später mitbekommt, simultan zweigeteilt: Die Schauspieler hechten zwischen dem rustikalen Inneren einer Alpenhütte und dem Draußen der sogenannten Realsimulation hin und her. Das weiß der Zuschauer aber erst, wenn er den zweiten Teil des Abends genießt, also von drinnen nach draußen oder von draußen nach drinnen gewechselt hat und damit natürlich auch die Perspektive: aus der fernen Zukunft in die Gegenwart des Bödmerwald im Schwyzer Muotathal, wo die fünf Schauspieler von Far A Day Cage im Winter mehrere Wochen lang gelebt und geprobt ha-

ben; was über auf die Fenster projizierte Videoaufnahmen von tief verschneiter Landschaft sichtbar gemacht wird. Die Sehnsucht nach dem Ursprünglichen, nach dem einfachen Leben ohne technologische Ausrüstung – noch nicht mal Skier stehen den Aussteigern zur Verfügung – schlägt um in die Angst vor dem Unberechenbaren, wenn es irgendwo knackt oder in der Hütte plötzlich das Licht ausgeht. Auf der anderen Seite fällt es schwer, auf die Annehmlichkeiten der Zivilisation zu verzichten – heimliche Chipsorgien und der Kauf von Cola sind die nicht regelkonforme Reaktion, die entsprechende Wutattacken der anderen auslöst.

Der Urwald ist anderswo

Draußen kann man von der Holzbank vor der Hütte aus statt wildem Schweizer Wald eingehetzte Basler Bäume begutachten – und es fällt einem tatsächlich zum ersten Mal auf, in welchen Gefängnissen die kolonialisierten Stadtbäume leben müssen. Überhaupt: Die Population geht weltweit um 13 Prozent jährlich zurück, erfährt man – das gilt nicht nur für Bäume, sondern auch für das Reproduktionsverhalten der Spätmenschen – bei einer Fruchtbarkeitsrate von 0,7 Kindern pro Frau. Angesichts des spätmenschlichen Balzverhaltens („ich bin bereit“) ist das allerdings kein Wunder. Wenn auch nicht jeder futuristische Menschenwitz zündet: Man fühlt sich von Far A Day Cage niveaull und hintergründig unterhalten.

Das kann man von Brett Baileys neuer Produktion „MedEia“, die eben erst in Zürich Premiere feierte und schon in Basel zu

sehen war, nicht unbedingt sagen. Unterhaltung? Bei diesem Drama, in dem das Schwerste geschieht, was Menschen einander antun können: der Mord an den eigenen Kindern? Ja – doch. Die Inszenierung, nicht nach der Tragödie des Euripides, sondern nach einem Text des niederländischen Autors und Schauspielers Oscar von Woensel – hat durchaus Qualitäten, die sie in die Nähe eines Musicals bringen. Der fabelhafte Schlagzeuger Frank Paco gibt der Aufführung Ton und Takt vor. Zu seinen durchgehenden Rhythmen tanzt ein dreiköpfiger Frauenchor in weißen schwingenden Gewändern und erzählt die Geschichte der Königstochter und Zauberin Medea, die für einen Mann den Bruder mordet und die Heimat verlässt, auf eine denkbar schlichte Art und Weise. In Baileys Version kommt sie so banal daher, dass man sich die Augen reibt: Wird hier wirklich das furchtbare Schicksal einer von allen verlassenen, vom eigenen Mann auf das Bitterste und Erniedrigendste betrogenen Frau verhandelt, wenn Medea am Ende den Zuschauern ein lapidares „Fuck you“ vor die Füße schleudert?

Und es entsteht der fatale Eindruck, dass die (postkoloniale) afrikanische Kultur, wie sie der Regisseur hier bemüht, um die Fremdheit Medeas im Land der Kühlschränke zu verdeutlichen, mehr deren westliche Klischees bedient, als sie – das ist eigentlich seine Handschrift – subversiv zu hinterfragen. Diese „MedEia“ – mit einem Jason, der das Klischee „weißer Macho“ mit Lederhose und breitem Gang peinlich übererfüllt – ist mainstreamkompatibel. Von ungezählter Wildheit ist die mit gepflegten Popsongs akustisch aufgehübschte Schwarz-Weiß-Inszenierung weit entfernt. Der Urwald ist anderswo.

Bettina Schulte

Lauthals tönen die Schlangen

Junge italienische Kunst im Museum Biedermann

Spätestens seit ihrer Museumsgründung im Herbst 2009 hat sich Margit Biedermann als Sammlerin qualitätsvoller italienischer Gegenwartskunst einen Namen gemacht. Was sie jetzt in ihrem Sammlungsbau im Donaueschinger Schlosspark präsentiert, schließt an die durchweg niveaulleren Ausstellungen der letzten Jahre nahtlos an: die Bewerber um den Kunstpreis der VAF-Stiftung, vormals Premio Agenore Fabbri.

Junge italienische Kunst zu sondieren, zu präsentieren und publizistisch zu fördern – dies ist das Ziel der in Frankfurt ansässigen Stiftung, die auch eine ansehnliche Sammlung der italienischen Kunst des 20. Jahrhunderts ihr Eigen nennt. Ausdrucksstärke, Materialsinnlichkeit und intellektuelle Brillanz zeichnen die Arbeiten aus, deren Spektrum von der klassischen Malerei und Skulptur bis zur konzeptionellen Online-Arbeit reicht.

Und es gibt jede Menge Überraschungen: Gleich im Untergeschoss empfängt uns ein Beistellisch-Duo in Chippendale-Manier. Aus der einen Schublade wachsen Bohnensprosslinge, die andere fordert lautstark Beachtung ein, bewegt sich klappernd auf und zu. Die Römerin Luana Perilli lässt Möbel sprechen. Beredte Dinge auch bei der Neapolitanerin Rosy Rox: Riesenhaftes Gerät zwischen Schmuck und Folterutensil rührt an ambivalente Domina-Phantasien – lustvolle Ambivalenz der Macht. Der Mensch scheint hier beinahe obsolet. Beim Südtiroler Aron Demetz steht er vollkörperlich im Zentrum – in Gestalt teils verkohlter, teils mit Baumharz verlebendiger Skulpturen, die – nicht ohne grenzwertiges Pathos – religiöse Metaphern, apokalyptische Ängste und Erlösungshoffnung transportieren. In Simone Pellegrinis irritierenden Monoty-

pien schrumpft er zum geheimnisvoll-kosmischen Zeichen, im Trickfilm „Versteckspiel“ von Mariana Ferratto löst sich das Menschenpaar buchstäblich auf, indem der Mann im Mutterschoß verschwindet.

Das Individuum schwindet gleich mit: In den suggestiven Fotoserien von Moira Ricci gerät Biographie zum bisweilen grotesken Vexierspiel. Da wird – im Rekurs auf den Volksglauben der Toskana – die vermeintliche Geschichte eines „Wildschweinemädchens“ und, in einem Super8-Film, die Begegnung mit einem vermeintlichen Werwolf beschworen. Eine gespannte, latent alpträumhafte Ambivalenz beherrscht auch die brillant gemalten Bilder von Massimiliano Zaffino: Jugendliche Schwimmer vergnügen sich in einem felsigen Flussbett. Man ahnt es: Gleich wird ein Schrei die Stille töten.

Vincenzo Rulli macht den ausgesparten Schockeffekt geradezu hautnah spürbar, wenn seiner klassischen Selbstporträtsbüste oben im Festsaal beim Näherkommen das Medusenhaar plötzlich lautstark zu Berge steht: Die Schlangen sind ein Bündel Karnevalströten. Das Ich als Ursprungsort der Angst.

Welt-Bemächtigung durch Wort und Sprache – in Marzia Miglioras Typographien wird auch sie als Illusion entlarvt. Die in Turin lebende Künstlerin verweist uns vielmehr auf die Absurdität und Fragilität des Seins, wenn sie etwa den verstorbenen italienischen Radsportler Marco Pantani zitiert: „Ich fahre so schnell bergauf, um meinen Erschöpfungszustand abzukürzen.“

Stefan Tolksdorf

– Museum Biedermann, Museumsweg, Donaueschingen. Bis 16. September, Dienstag bis Sonntag 11–17 Uhr.



Vincenzo Rullis trötendes Medusenaupt

FOTO: MUSEUM

Wenn die Orgel zum Schlagzeug wird

Axel Flierl interpretierte im Freiburger Münster unter anderem Kompositionen von Bach, Reger und Duruflé

Man hatte den Eindruck, als habe er den ganzen Abend auf diesen Moment gewartet: endlich die hochvirtuose und extrem schwere h-Moll-Finaltoccata aus Maurice Duruflés Suite op. 5 präsentieren zu können. Axel Flierl spielte das fulminante Stück, das just sein Schöpfer selbst nicht mochte, weil er meinte, das Hauptthema sei misslungen, voll auf Risiko – und ob siegte. So wie jetzt an Freiburgs Münsterorgeln bekam man diesen (im besten Sinn) Reißer von 1933 lange nicht mehr serviert. Mit Schwung und Verve wurde entfesselt, was sich angestaut hatte.

Der Organist, der unter anderem beim Duruflé-Nachfolger Thierry Escaich in Paris studiert hat, traf stets genau den Kern dieser Toccata: in der typisch französischen Motorik, aber auch im perkussiven Potenzial, dort, wo der Komponist die Orgel akkordisch à la Igor Strawinsky zum Schlagzeug umfunktioniert. Flierl gelang

eine brillante, wunderbare Interpretation, deren Spannung sich letztlich erst im strahlenden H-Dur-Schlussklang löste.

Auch der Rest dieser lediglich dreiteiligen Suite war hier nicht von schlechten Eltern. Schön, wie Flierl die Bogenform des Kopfsatzes realisierte, jene düstere, den Hörer immer wieder berührende Musik in der so exklusiven wie herrlichen Tonart es-Moll. Und die fein ausgebreitete „Sicilienne“-Lyrik erschien als kunstvoll inszenierte Ruhe vor dem Sturm. Dieser Organist kann Duruflé. Auf ihn stützte er sich denn auch in der Zugabe – indem er das beliebte „Jesus bleibt meine Freude“ aus Bachs Kantate 147 im Arrangement Duruflés bot: mit Oboensolo und (tolle Idee!) dem harmonisierten Choral im Streichersound der Michaelsorgel.

Im Barockkapitel an der Schwalbennestorgel hatte dieser bemerkenswerte Kantor aus Dillingen/Donau – aus wel-

chen Gründen auch immer – Zungenstimmen-Abstinenz geübt. Aber Register wie in diesem Fall Trompete oder im Pedal das Fagott hätten Bachs Präludium und Fuge G-Dur BWV 541 gut zu Gesicht gestanden und Profil verliehen. So kam das vom Vivaldi-Präludium eingeleitete Satzpaar primär eben leicht mixturensilbrig daher. Dafür geriet „Vater unser im Himmelreich“ des Lüneburgers Georg Böhm zur nobel schwingenden Choralarie, das Liedmelisma in angemessener Aliquotfarbe plus leicht bebendem Tremulant.

Doch keine Sorge, in Sachen Zungenregister wurde vom Hauptspieltisch alsbald tüchtig nachgeladen: Vor allem Max Regers kleine, 1899 für ein Orgelalbum entstandene d-Moll-Introduktion war zungensatt, ja geradezu metallisch gepanzert. Und zwar nach frankophilem Gusto. Man kann das so machen, muss es aber nicht. Der Komponist jedenfalls wünscht hier

volles Werk „mit sämtlichen Koppeln“. Die Variationen der Passacaglia gestaltete Flierl sorgsam als das, was sie sind: eine bruchlose Steigerung. Nicht ganz ausgewogen war indes die Balance auf der Schlussetappe: Wer nicht wusste, dass die Hände dort Läufe zu absolvieren haben, hörte es wegen der Bassdominanz kaum. Erfreulich die expressive Begegnung mit dem „Te Deum“, jener Choralfantasie *en miniature* aus op. 59. Ein Jammer allerdings, dass Reger, der nach Bach wichtigste deutsche Orgelautor, erst im zwölften Konzert der diesjährigen Münsterreihe (und nur da) vorkommt...

Als wollte man in der Pariser Notre-Dame-Kathedrale, wo beide Herren wirkten: So lyrisch und sinfonisch klang nun die auf einer Improvisation von 1973 basierende „Berceuse à la mémoire de Louis Vierne“ Pierre Cochereaus. Dem Interpreten sei Dank.

Johannes Adam

Die Favoriten für den Schweizer Buchpreis

Die Jury des Schweizer Buchpreises hat die Nominierungen für das Jahr 2012 bekannt gegeben. Zwei Autorinnen und drei Autoren, vier Romane und ein Essayband gehen ins Rennen um die mit 30 000 Franken dotierte Auszeichnung, die als Antwort der Schweiz auf den im Vorfeld der Frankfurter Buchmesse vergebenen Deutschen Buchpreis verstanden werden kann. Deshalb richtet sich dieser Preis auch ausschließlich an Autoren, die in der Schweiz leben und schreiben. Auf die diesjährige Shortlist haben es geschafft: Sibylle Bergs Roman „Vielen Dank für das Leben“, Ursula Frickers Roman, „Ausser sich“, Peter von Matts Essayband „Das Kalb vor der Gotthardpost“, Thomas Meyers Roman „Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse“ und Alain Claude Sulzer Roman „Aus den Fugen“. Der Preisträger wird auf dem Literaturfestival „BuchBasel“ im November bekannt gegeben. Bisherige Preisträger waren Rolf Lappan, Ilma Rakusa und Melina Nadj Aboni. *BZ*